

Zur Phänomenologie der Waschstraße

– Annäherungen an einen mythischen Ort –

Eine Waschstraße ist ein infra-gewöhnlicher Ort. Deshalb gibt es auch keine auf sie bezogene Philosophie, noch eine entsprechende Phänomenologie. Ein Grund, sich dennoch an einem Aufriss zu versuchen, liegt weniger in ihrer technischen und apparativen Eigenart als in ihrem verdeckten Mythos. Dieser wird von einer Ungleichzeitigkeit gespeist, die eine existenzielle Asymmetrie des täglichen Lebens auf unmerkliche Weise überdeckt. Im Dispositiv des Ästhetischen verflochten sich gelebte Prinzipien der Sauberkeit, Reinlichkeit und Hygiene mit moralischen Prinzipien des Guten und Schlechten.

Auf dem Weg zu einer kleinen Phänomenologie der Waschstraße werde ich mit der Explikation einer Waschstraßenpassage beginnen, um zu illustrieren, in welcher Weise sich die zwangsläufige Teilhabe am Waschen des Wagens sinnlich und leiblich zu spüren gibt und ein zunächst „wildes“ Denken in Bewegung setzt. Eine kleine Etymologie des Waschens wird die beschriebenen Eindrücke mit Bedeutungsschichten und -geschichten verknüpfen. Diese sporadischen Erkundungen werden einigen kulturwissenschaftlichen Reflexionen zu Hilfe kommen, um das Waschen eines Automobils über den scheinbar so evidenten Gegenstandsbezug hinweg vor dem Hintergrund eines kulturell tief verankerten Rituals des Saubermachens in Umrissen erfassen zu können. Am Ende wird sich zeigen, dass sich eine Waschstraßen-Passage keineswegs auf die Reinigung eines Fahrzeuges beschränkt, wenn dies in lebensweltlicher Anschauung auch ganz selbstverständlich zu sein scheint.

1. Phänomenologische Explikation

In einer Waschstraße wird nicht nur das Automobil gewaschen. Als Fahrer ist man in gewisser Weise schon ins beginnende Waschprozedere hineingezogen – ob man will oder nicht. Es ist wie bei der Fahrt mit einem Karussell; hat man sich entschlossen, die Gondel zu besteigen und sich auf das wilde Drehen und Kreisen, Emporschießen und plötzliche Absacken einzulassen, gibt es kein Entrinnen. Man muss das ankünftig werdende aushalten. An das Karussell erinnert der Umstand, dass ein Waschstraßen-Mitarbeiter mit einer Bauchkasse vor dem Beginn der Prozedur den Preis des Reineinschleppens erhebt. Nun ist es zu spät für den noch möglichen Rücktritt, denn die Näherung an die Einfahrt der sogenannten Wasch-„Straße“, die eigentlich gar keine Straße sondern ein Tunnel ist, hat spätestens jetzt etwas Definitives – allzumal in einer Schlange, aus der es bestenfalls ein beschämendes Zurück gibt.

Der eigentliche Beginn der Passage hat den Charakter einer Quasi-Initiation: Zwei Männer nähern sich mit Hochdruckschlauch und Spritzdüse zur Verrichtung einer Vorwäsche. Was hier geschieht, ist keine einfache Erledigung, sondern eine vorbereitende Reinigung vom Charakter einer rituellen Handlung, nach der erst die eigentliche Waschung beginnen kann. Nicht zufällig widmen sich die Männer mit bemerkenswerter Gründlichkeit und fast empathischer Hingabe vor allem den Felgen – und nicht nur den „Rädern“. Schon dieser hingebungsvolle Aufwand lässt keinen Zweifel daran, dass mein Automobil (zu dem ich persönlich ein praktisches Verhältnis habe) keineswegs lediglich als ein banales Fortbewegungs-Zeug angesehen wird. Schon die

Art der Vorbehandlung kündigt von etwas Besonderem. Der jeden eigentlich in Gänze ultratrivialen Nutzen von *Rädern* übersteigende symbolische Wert von *Felgen* kommt unter anderem darin zum Ausdruck, dass die Männer das Metall *nicht* mit den Händen eigenleiblich berühren, sondern einen würdigenden Abstand halten. Zwischen dem Mündungsventil ihres Spritz-Gestells und der Felge wahren sie eine nicht nur technisch gebotene Distanz. Dass erst der *Abstand* zum Objekt der Begierde dessen kulturell erhöhende Sonderung vermittelt, ist schon in der Zivilisationsgeschichte des Essens deutlich geworden.¹ Bereits diese Marginalie lässt keinen Zweifel daran, dass der bevorstehende Waschvorgang nicht nur mit der Beseitigung von ordinärem Dreck zu tun hat. Alles was hier vor sich gehen wird, hat viel mehr den Charakter einer Zeremonie – wenn nicht gar den eines Ritus oder einer liturgischen Handlung.

Der Waschvorgang im engeren Sinne startet mit dem Einhaken des linken Vorderrades in ein untergründiges Kettengebilde, das von nun an die höchst eingeschränkte Pseudo-Mobilität des Fahrzeugs beherrscht. Zwar muss der Motor laufen, damit die Bremsen nicht blockieren, aber das Fahren ist nun kein automobiles mehr, sondern eine hermetisch kontrollierte Geradeausbewegung im Schneckengang. Die eigene Passivität konfrontiert mit einer ungewohnten Preisgabe von Souveränität. Nicht nur das Fahrzeug ist einem gigantischen Maschinismus überantwortet. Ebenso werde ich selbst als Fahrer indirekt fixiert und zum Mitfahrer und Zuschauer degradiert.

Die Kette zieht, stoppt, zieht, stoppt und so weiter. Auf die Frontscheibe wird – gleichsam aus dem Nichts – ein heller Schaum gesprüht, der in seiner Farblichkeit, Plastizität und der Art und Weise, wie er haftet und zugleich fließt, erkennen lässt, dass hier keine Katzenwäsche beginnt. Schon einen Meter weiter (ich weiß nicht, ob ich mir die Bewegung in diesem Tunnel in Abstands-Kategorien des *Raumes* oder der *Zeit* bewusst machen soll) legt sich ein zweiter Film über den ersten – eine breiig-leichtflüssige Substanz, die beinahe pastös auf dem Glas und der blechernen Haut meines Gefährtes anzuhaften scheint. Dann kommen Bürsten und Walzen, die an den Seiten schwarz und oben bunt sind. Das unaufhörliche und schnelle Rotieren der flatternden Gebilde gibt sich – so reagiere ich jedenfalls auf das Andrängen dieser Wirbel – in einem Habitus der Überwältigung zu spüren. Die *tatsächliche* Immersion wird von der Haut des Fahrzeuges vereitelt. Das Blech wird zu einem quasi-leiblichen Medium und einer schützenden Barriere, obwohl es doch eigentlich *ist*, worum dies alles geht. Die herunterfallenden Schäume, Säfte, Schleime und fluiden Filme müssen die Emulsionen des eigentlichen Waschvorgangs sein, der natürlich nicht auf *meine* Reinigung abzielt, sondern das Glas und Blech um mich herum zum Ziele hat. Bürsten, Walzen, schwebende Lappen, nach bunten Schimären aussehende Winde, die aus dem Nichts kommen, umtösen mein kaum spürbar vorwärtsgezogenes Gefährt, das bei alle dem leicht vibriert – als würde eine Geisterhand den vergeblichen Versuch machen, mich aus der Kettenbahn dieses tunnelartigen Ungetüms zu werfen.

Die technische Motorik erzeugt ein beengend-traktierendes Gefühl – als wollte mich der Waschapparat schlagen. Es ist den Fenstern und dem Blech zu verdanken, dass alles äußerlich bleibt und nur die Raumkapsel trifft, in der ich durch den Tunnel bewegt werde. Aber es ist doch beides zugleich: ein äußerst angreifendes Waschen des Materials und eine sich auf das eigenleibliche Spüren übertragende Kraft der Vibra-

tion, die mir sinnlich zu verstehen gibt, dass „waschen“ auch eine synästhetische, klangliche Komponente impliziert.

Nach dem Ende der Waschwalzendynamik, die sich nie – gleichsam szenisch – ohne eine gewisse Theatralik darstellt, folgt ein nicht minder eindrucksvolles stürmisches Wehen, das (selbst unsichtbar) aus Metallschlitzen kommt und das Wasser von den Blech- und Glasflächen vertreibt. Man sieht es strömen und fließen; fast bleistift-dicke, mäandrierende Rinnsale verlieren sich in immer dünner werdende Wasserlinien, die plötzlich weg sind.

Das Ganze scheint sich langsam seinem Ende zu nähern. Das bemerkt man daran, dass das sprichwörtliche Licht am Ende des Tunnels vorscheint und der technische Rhythmus des Gezogen-Werdens insofern „entschlossener“ wird, als sich das gerade spürbare Gezogen-Werden kaum merklich aber dennoch in kurzen Abschnitten beschleunigt. Es kommt zu mikrologischen Bewegungsschüben. Am Ende wird man – einer Geste gleich – in gewisser Weise aus dem Reinigungstrakt des Apparates ausgeschieden. Urplötzlich ist die Entkoppelung vom Kettenstrang fühlbar. Es wäre eine eigene und äußerst herausfordernde Aufgabe, nur diesen erlebnisdichten Komplexeindruck des Übergangs in der taktil vielstimmigen Gestaltvielfalt leiblicher Resonanzen im Detail zu obduzieren. Die Sprache käme an ihre Grenzen und ihr Verstummen würde uns zeigen, dass sie – dem „linguistic turn“ zum Trotz – nicht alles ist. In diesem technisch vermittelten Wiedereintritt in den Orbit einer halbwegs selbst beherrschten Lebenswelt ist auch das Zeichen vernehmbar, die Herrschaft über das Automobil selbst wieder in die Hand zu nehmen. Wie der Anfang, so hat auch das prozedurale Ende etwas Rituelles. Es ist vor allem die eigene mitfahrende Teilhabe am Waschvorgang, die diesen zu einer beinahe persönlichen Sache macht. Ohne nass zu werden, wird man in gewisser Weise selbst gewaschen.² Nicht zuletzt darin beglaubigt sich die identitätsstiftende Macht des Automobils.

Was sagt diese phänomenologische Explikation situativ an- bzw. ergreifender Eindrücke? In ihrer Essenz geht sie deutlich über das hinaus, was man von einem lediglich *zweckmäßigen* Waschvorgang erwarten würde. Der beschriebene Komplexeindruck kann aber nicht allein im *persönlichen* Erleben begründet sein. Der Waschvorgang ist ja ein realer, und zudem nur Produkt eines kompliziert programmierten Apparates, der einen relativ aufwendigen personellen Einsatz fordert und von jedem „Mitspieler“ die Bereitschaft voraussetzt, monetäre Mittel einzusetzen, die etwa dem Gegenwert einer Grundpizza entsprechen. Das Monströse dieses prozeduralen Theaters muss folglich auch mit dem Objekt der Reinigung zu tun haben. Jedoch lediglich *bedingt*, denn ein nur der Aufrechterhaltung der Fahrzeugfunktionen geschuldeter Waschaufwand könnte deutlich geringer dimensioniert sein. Damit kommt die persönliche und (sub-) kulturelle Beziehung in den Blick, die Menschen unserer Zeit massenhaft gelernt haben zu ihrem PKW einzunehmen.

Seit es Automobile gibt – etwa seit 1900 – werden sie auch gewaschen. Deshalb befanden sich in den ersten Hochgaragen im In- und Ausland in aller Regel neben speziellen Dienstleistungsbetrieben wie Galvanisieranstalten, Reparaturwerkstätten, Ersatzteilgeschäften und einem Batterie-Service auch technische und bauliche Vorkehrungen, die dem Waschen des Wagens dienen sollten. Waschanlagen im heutigen Sinne gab es noch nicht. Oft waren

Waschplätze eingerichtet, an denen die Fahrer die von ihnen kutschierten Fahrzeuge mit fließend kaltem und warmem Wasser reinigen konnten³.

Der damit verbundene Aufwand hat sich aber grundlegend von dem unterschieden, was in der Gegenwart in Waschstraßen und Waschanlagen geleistet wird, schon weil der Wachvorgang manuell zu erledigen war und damit a priori einen in spezifischer Weise handwerklichen Charakter hatte. Die Reinigung war vor allem eine Sache der *technischen* Pflege noch anfälliger Fahrzeuge. In der frühen Zeit des Automobils unterschied man zwischen Menschen, die eines hatten und solchen (das waren die meisten), die keines hatten. Das Fahrzeug war mit dem ersten Moment seines Auftretens in den vornehmlich urbanen Kulturen zwar ein Statussymbol, jedoch eher durch seinen Besitz als wegen einer ästhetisch besonderen Modellvariante. Gewaschen wurde es aber auch seinerzeit nicht nur, weil es technisch nötig war, sondern ebenso, weil das blinkende Automobil einen symbolischen Mehrwert für den Eigentümer ausstrahlte.

Die Verhältnisse haben sich von Grund auf geändert. Das postmoderne Automobil fährt auch dann störungsfrei, wenn es vor Dreck steht. Seine Technik ist weitgehend unempfindlich – von schlimmsten Verschmutzungen abgesehen, die man sich im Straßenverkehr westeuropäischer Städte im Allgemeinen jedoch nicht zuzieht. Was bedeutet also das technisch aufwändige Waschen(-Lassen) eines Autos, wenn in der Sache des Fahrens eine Katzenwäsche ihren Zweck gänzlich erfüllen würde? Ein Blick in die Etymologie des Waschens gibt zweifellos noch keine Antworten, bereitet aber eine notwendige Annäherung vor, die in eine knappe Kulturkritik der (nicht nur automobilen) Saubereit münden soll.

2. Kleine Etymologie des Waschens

Waschen bedeutet in einem direkten Sinne den Gebrauch von Wasser zur Reinigung des (menschlichen) Körpers.⁴ Es können auch bestimmte Körperteile oder Regionen sein. Ebenso kann der Wassergebrauch der Erfrischung dienen.⁵ Bemerkenswert ist das Waschen im übertragenden Sinne, weil es nicht die physische Reinigung und Abwehr von Verunreinigungen bezweckt. Man kann nämlich auch Schuld abwaschen⁶, sich von einem Verdacht reinwaschen⁷, ebenso (bei resistenten Verschmutzungen) *vergeblich* waschen, denn nicht *alles* lässt sich wegwaschen. Symbolisch anhaftenden Schmutz kann man aber *rituell* neutralisieren. Besondere Aufmerksamkeit verdienen Wasch-Rituale wie Taufe und Beichte, an deren liturgischem Ende die Sünden weggewaschen sind.⁸ Wie der Sauberkeit das moralisch Gute anhaftet, so dem Dreck das Finstere und Abgründige. Wer mit bösen Wassern gewaschen ist, steht unter der Macht düsterer Milieus und schlechter Einflüsse.⁹ Man muss sich nicht selber waschen, um sauber zu werden. Es können auch Kräfte sein, die von außen kommen, wie der Regen, der vom Himmel fällt oder das fließende Wasser von Flüssen und Bächen.¹⁰ Wenn schließlich den Tränen die waschende Kraft der Reinigung zugesprochen wird, so ist hier eine „innere“ Reinigung gemeint im Sinne eines kathartischen Fertigwerdens mit einem Schmerz.¹¹

»Dreck« und »Schmutz« sind durch eine Lautgleichheit miteinander verknüpft¹² – wie Sack und Pack und Schimpf und Schande. Die dem Wort »Dreck« anhaftenden Bedeutungen lassen sich somit auf den »Schmutz« übertragen. Es liegt auf der Hand und wird von der alltäglichen Rede bekräftigt, dass Dreck und Schmutz nicht nur etwas Tatsächliches sind. Vielleicht stehen sie mehr noch in einem Rahmen symbolischer Assoziationen für etwas Immaterielles.

Wer sich „um jeden Dreck kümmert“, kann das Unbedeutendste nicht von Wichtigem unterscheiden. Der „letzte Dreck“ ist aber auch das Unangenehme und Meidungsbedürftige. Wer jemanden (mitunter auch etwas) „wie den letzten Dreck“ behandelt, bringt damit höchste Verachtung zum Ausdruck¹³. Von Dreck und Schmutz gehen schließlich üble Ausdünstungen und Atmosphären aus – und dies nicht nur in olfaktorischer, sondern auch in moralischer Hinsicht. Wer mit Dreck *wirft*, gilt als Verleumder¹⁴. Schmutz und Dreck sind also nie nur das, was sie in stofflicher Hinsicht in erster Linie zu sein scheinen. Das muss man mitdenken, wenn man das akribische Wegwaschen von allem, was eine erwünschte Ordnung „kontaminiert“, kritisch bedenken will.

Für die kulturwissenschaftliche Bedeutung des Waschens und das bessere Verstehen aufwendigen Wagen-Waschens folgt daraus vor allem, dass das Saubere für das Gute und Reine steht und das Dreckige für das Finstere, Schlechte und Abgründige. Für alles Weitere will ich im Folgenden vom Waschen des eigenen (menschlichen) Körpers absehen, weil es beim Waschen des Automobils – wenn auch nur vordergründig – allein um die Reinigung einer materiellen Sache geht, wenn diese in ihrem ästhetischen Zustand auch ein Licht auf ihren Besitzer wirft. Damit stellen sich andere Fragen der Reflexivität und Referentialität als ginge es beim Waschen um eine im physischen Sinne schmutzig gewordene *Person* (zum Beispiel den Bergmann, der am Ende der Schicht schwarz von Kohlenstaub aus dem Stollen kommt). Eine Person begegnet uns in den spätmodernen Gesellschaften lange nicht mehr allein in *leiblicher* Gestalt, sondern zudem in einer bunten Gemengelage arrondierter Dinge, Dienstleistungen und anderer Menschen, die in die Ästhetik des eigenen Selbst gleichsam hineingezogen werden.

Es gibt einen grundlegenden Unterschied zwischen dem Waschen des eigenen Körpers und dem eines Automobils. Eine Sache lässt sich distanziert als Gegen-Stand betrachten, der eigene Körper nicht. Beim Waschen von Dingen kommt es aufs Waschen und seine Wirkung an, daneben aber auch darauf, *wer* es besorgt. Dennoch ist das Waschen eines Automobils nicht nur etwa Äußerliches. Es impliziert Momente *leiblicher* Berührung. Sauberkeit wie Schmutz eines Fahrzeugs fallen nämlich auf den zurück, der als Besitzer damit in einer Beziehung steht. Mit anderen Worten: Ein Dreck haftet an einer äußerlichen Sache *und* an ihrem Besitzer. Daher gehört es auch zum Programm ritueller Reinigungspraktiken, *symbolische* Effekte zu erzielen. Das Prinzip gilt im Übrigen nicht nur für Autos, sondern ebenso für alle möglichen der sozialen Zuschreibung sich anbietenden Sachen – und noch für Hunde. Deshalb gibt es im architektonischen Arrangement postmodern-glamorösen Wohnens mitunter auch wieder (wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts) Waschplätze – indes sind es heute sogenannte Hundewaschplätze¹⁵, denn: da ein verdreckter Hund aussieht wie ein Straßenkötter, bietet er sich kaum als Medium der Repräsentation an.

3. Wagen-Waschen als Ritual

Die Sauberkeit des Wagens ist nur auf den ersten Blick allein eine Sache des Fahrzeugs. Deshalb gehört auch ein gewisser Mut zur Abweichung dazu, sich mit einem verschmutzten Gefährt in die Stadt zu wagen. „Verschmutzt“ ist das Automobil, wenn Dreck am Lack ist. Schmutzig ist es, wenn es zu einem Diebesgut gehört oder für dunkle Geschäfte benutzt wurde, was wiederum nicht für die S-Klassen der Vorstände großer Global Player gilt, weil sie immer glänzend polierte Autos fahren, obwohl auch sie schmutzige Geschäfte machen. Schmutz ist in seiner Bedeutung in hohem Maße gesellschaftlich programmiert. Die Gülle

(als „Biodünger“ verklärt), die in toxischen Unmengen ins Grünland gespritzt wird, und erst Recht die chemischen Zusätze in Lebensmitteln, gelten nicht als Schmutz oder Dreck, sondern als Veredelungsstoffe und Konservierungssubstanzen. Dreck diffundiert und transzendiert.

So haftet der Schmutz am Wagen auch nicht allein an Blech und Chrom, sondern zugleich an unsichtbaren sozialen Häuten, denn in den ästhetizistischen Gesellschaften ist das Automobil schon lange nicht mehr nur ein nützliches Fahrzeug, sondern ein Kontrastmittel der Repräsentation. Zum Beispiel ist der hellgraue bis weißliche Belag, der die Fahrzeuge skandinavischer Nordmeerfahrer schmückt und dem Wagen ein zweites Gesicht verleiht, auch weit davon entfernt, von Insidern einfach nur als Schmutz betrachtet zu werden, gilt er doch als ästhetisches Siegel touristischer Exklusivität. *Dieser* Schmutz ist eigentlich Patina. Deshalb muss er – zumindest so lange, bis viele ihn gesehen und verstanden haben – haften bleiben und als zweite Haut das eigene Selbst erhöhen. Es gibt spezifische Arten von Schmutz, die nicht einfach mit den Augen gesehen werden können, sondern mit Hilfe eines sozialen Codes von Insidern „gelesen“ werden müssen.

Während die Waschplätze einst vor allem der technischen Empfindlichkeit der frühen Automobile geschuldet waren, steht bei den zeitgemäßen Waschautomaten das *Gesicht* der Fahrzeuge im Vordergrund. Der saubere Wagen wird zum Medium einer selbstreferentiellen Geste des Zeigens. Die soziale Haut des Fahrers spiegelt sich im Lack seines Gefährtes wider. Das Äquivalent zum schönheitschirurgischen Kunstfehler ist der ramponierte Kotflügel des kraftstrotzenden SUV. Ein schmutziger Wagen tangiert die Identität seines Fahrers mehr als die liederlich zurechtgemogelte Morgentoilette. In einer Kultur der Oberflächenästhetik, der schnellen und glamourösen Beeindruckung, überstrahlt der schöne Schein die noch so gute Funktion einer Sache. Er stellt alles in den Schatten, was als Substanz und Stoff nur auf *Gegenständliches* im engeren Sinne des Wortes verweist. Nicht nur *was* etwas ist, transportiert Bedeutung, sondern auch (und oft mehr noch), *wie* etwas erscheint. Adornos und Horkheimers Analysen zur Kulturindustrie haben sich weder an der Postmoderne noch am Neoliberalismus abgeschliffen, vielmehr ins Absurde gesteigert und in einem dichten Gefüge der Dispositive und Dissuasionen zugespitzt.

4. Waschstraße als Dispositiv

In Zeiten mangelnder Selbstsorge wird das saubere Automobil zu einem Medium der Kompensation: blankes Blech und blinkende Teile korrespondieren in ihrem schönen Schein der Akribie im Ästhetisierungsaufwand um repräsentative Taktiken und andere Maßnahmen der Selbstinszenierung. Dabei steht klinische Sauberkeit in einem komplementären Verhältnis zur Ubiquität des Schmutzes (mehr in ethischer denn in sinnlicher Hinsicht). In einer Kultur des Bluffs beeindruckt die Ästhetik der *Oberflächen*, nicht die Sorge um ein bedachtes und verantwortliches wie gutes Leben. Der ästhetisch beeindruckende Verschwender übertrumpft den auf Nachhaltigkeit achtenden Nachdenker im Gebrauch der Dinge wie im täglichen Essen und Trinken. Wer „trendy“, „cool“, schnell und erfolgreich sein will, muss glänzen, glatt und emblematisch sein aber nicht langsam, angegraut, matt und unauffällig.

Symbolische Reinigungspraktiken werden zum Garanten des Mitschwimmens im Strom des Angesagten. Oft genug stecken sie hinter *tatsächlichen* Wäschen. Und so versprechen die Waschapparaturen einen Glamour der Ästhetisierung, der über vordergründige Reinigungs-

effekte hinaus dispositiven Charakter entfaltet: Neben Waschanlagen für Automobile stehen Schönheitschirurgische Interventionen, Tattoos und extravagante Haarschnitte für alle, die in einer Kultur des grellen Scheins reüssieren wollen. Waschanlagen für Automobile sind in der Verwirklichung eines ästhetischen Versprechens dispositive Arrangements, die sich in die facettenreiche Logik eines ästhetischen Paradigmas nur einreihen.

Die Zyklen der Reinigung von Fahrzeugen folgen der Logik bürgerlicher Sauberkeitsrituale. Sowohl fürs Säubern wie fürs Sauber-Sein gibt es Zeitfenster. Diese orientieren sich an tradierten und massenmedial bekräftigten Ästhetik-Klischees. Es dürfte Ausdruck solcher Ritualisierung sein, dass die Schlangen vor den Waschstraßen und -anlagen an Freitagen und Samstagen extrem lang und an Montagen dagegen eher ganz ausbeiben. Die Selbstunterwerfung unter das Dogma des Waschens ist nicht nur eine Frage des Tuns oder Lassens, sondern ebenso eine des Verhältnisses zum Mythos. Dessen Macht drückt sich im *Ritus* aus, denn nur dann, wenn viele ihn vollziehen wollen, um das Man im Ich zu zementieren, bleibt er am Leben.

Der mechanische Waschvorgang hat schließlich seinen charakteristischen Ort im Raum der Stadt. Während das sauber glänzende Fahrzeug im urbanen Zentrum (kaum anders jedoch in der dörflichen Siedlung) ästhetisch gleichsam zu sich kommt, so liegen die Orte der Wagenwäsche (wie die Schlachthöfe, Mülldeponien und Obdachlosenheime) meistens abseits von metropolitanem Glanz und der faszinierender Pracht edler Baukunst: an den Rändern der Stadt, an den grauen Ausfallstraßen und in den vorstädtischen Gewerbegebieten.

Das Dispositiv der Waschstraße überschreitet den technischen Apparat. Deshalb zeigt es sich auch im Gesicht urbaner Welten – in besonderer Weise in den imponierend repräsentativen Gesten glamouröser architektonischer Fassaden. Aber es gibt nicht nur subkulturelle, sondern auch nationale Kultur-Unterschiede. So steht die für *deutsche* Städte tendenziell typische Lebenskultur der ungeschriebenen Norm aseptischer Sauberkeit nahe – etwa im Unterschied zur „Farbe der Stadt“¹⁶ in Italien und den Niederlanden.

5. Waschen als Situation

Ob ein Wagen sauber oder schmutzig ist, ist nicht nur eine Frage der Blech-Ästhetik. Das so oder so aussehende Fahrzeug *situiert* nämlich den Besitzer.¹⁷ Das *Bild* des gewaschenen Fahrzeuges weist in einem synästhetischen Sinne auf ihn zurück. Mit anderen Worten: Was scheinbar mit den Augen nur gesehen werden kann, überträgt sich in ein Gefühl, das in Bedeutungen schwimmt. Nur so funktioniert eine Wagenwäsche als Geste sozialer Kommunikation. Mit Hermann Schmitz ließe sich das saubere oder dreckige Erscheinen eines Fahrzeuges auch vor dem phänomenologischen Hintergrund „leiblicher Kommunikation“ verstehen¹⁸. Schmutz ist dann nicht einfach nur eine kulturell inakzeptable physische Anhaftung, sondern etwas leiblich-spürbar Aversives und emotional Angreifendes – oder auch atmosphärisch unaufgeregt Hingenommenes. Die dieses Verstehen regulierenden Bedeutungsweichen justieren sich im jeweiligen Zeitgeist immer wieder (autopoietisch) neu. Das Schmutzige steht – jedenfalls in der hygienisch imprägnierten nordeuropäischen Welt – dem schlechten Gefühl leiblich empfundener Enge nahe, das Glänzende dem guten Gefühl der Weite.

Mit dem Waschen des Wagens wäscht sich sein Besitzer in gewisser Weise zugleich selbst – vermittelt durchs subkulturelle Medium seines Gefährtes. Das Gefühl des Mitgezogen-Werdens vom technischen Ablauf einer Waschstraße (s. oben) impliziert schon eine synästhetische Brücke ins Symbolische. Wer *lange* in der Schlange wartet, bis sich die Apparatur für ihn endlich öffnet, gibt einen starken Entschluss zur Assimilation an die Leitbilder des „Man“ zu erkennen und einen ebenso starken Willen zum Sauber-sein-Wollen. Schon im Einfädeln in den Vorbereitungsritus transzendiert die Wäsche vom Wagen ins Soziale. Wer ein blitzsauberes Automobil fährt, ist nicht nur körperlich rein, sondern auch sozial integriert. Das Fahrzeug ist ein Körper, der sich mit dem leiblichen Befinden des Fahrers habituell verschweißt.

Das (allzumal) private Fahrzeug ist bei weitem nicht nur ein praktisches und im Alltag nützliches Gefährt, sondern ein Habit. Es repräsentiert den, dem es gehört oder der anderen vorgaukelt, es gehöre ihm *wirklich*. Es ist dieses *besondere* mobile Zeug zum Fahren, das symbolische Plätze in der Gesellschaft zuweist, und dies mit viel größerer Macht der Beeindruckung als Wissen, Bildung oder der Umstand, ein guter oder schlechter Mensch zu sein.

Die prozessimmanenten Phasen des Auftrags spezifischer Reinigungsemulsionen auf das Blech erinnern an die Körperpflege der menschlichen Haut, der sich viele Menschen freiwillig bis lustvoll unterwerfen: Salbung, Enthaarung, Besprühung, Parfümierung etc. Im Waschen des Wagens flieht ins Objekt, was Michel Foucault vom selbstbewussten *Menschen* erwartet: die Sorge um das eigene Selbst¹⁹. Gerade wo sie *nicht* kultiviert wird, schießen die Identitäts-*Surrogate* ins Kraut. Und so fungiert der Wagen informell wie der Reisepass im ordnungspolizeilichen Sinne. Er zeigt, wer man ist.

Die Waschstraße ist mehr eine *rituelle* als eine räumliche Schwelle. Die Portalwaschanlagen, die es in weit größerer Zahl gibt, entsprechen zwar dem *Zweck* der Waschstraße. Aber sie implizieren doch ein Moment der Unbewusstmachung, das die Verschleierung des rituellen Waschcharakters einschließt. Als Person hält man sich nämlich aus ihrem Inneren fern. Man sucht Distanz und bleibt draußen – in einem räumlichen *und* in einem pathischen Sinne. Hier gilt das Waschen nur dem Fahr-Zeug. Mit dem Besitzer hat es scheinbar nichts zu tun. Es ist ein in gewisser Weise konkretes und zugleich abstraktes Waschen. Das schützt vor dem Bedenken allzu naheliegender Beziehungen zum eigenen Leben und seiner Situierung in gesellschaftlichen Reinlichkeitsklischees. Die Waschstraße *beglaubigt* die libidinöse Verschmelzung von Fahrer und Fahrzeug. Die Portalwaschanlage schwächt sie ab, weil sie die sinnliche Abstandnahme vom *Procedere* des Waschens verlangt – und so die Symbiose verwischt, in der Fahrer und Fahrzeug letztlich eins werden.

¹ Vgl. Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Erster Band (zuerst 1969). Frankfurt am Main 1997 sowie den Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation; in: Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Zweiter Band, Frankfurt am Main 1969, S. 312 ff.

² Eine rein technische Beschreibung einer Waschstraße würde ganz anders aussehen: Waschanlagen dienen der äußerlichen *Reinigung* von *Fahrzeugen*. Sie sind weit verbreitet für *Autos*, weniger bekannt für *Lkw*, *Züge*, *Busse*, gepanzerte Militärfahrzeuge oder Fahrräder (u. a. in der *Radstation Münster*). Es gibt zwei verschiedene Arten automatischer Autowaschanlagen. Man unterscheidet zwischen *Portalwaschanlagen* und *Autowaschstraßen*.“ <https://de.wikipedia.org/wiki/Waschanlage>; 12.02.2018. Technisch gibt es in einer Waschstraße mitfahrender Dach-Gebläsetrockner, energiesparende Technologien durch fahrzeuggesteuerte Lineartechnik, konturfolgende Gebläse-Strömung mit Integral-Effekt, HD-Radschwellerwäscher mit Turbo-Nozzles, konturfolgende HD-Station, Stahl- und Kunststoff-Förderbänder, Walzentrockner mit Textil-Materialien und Countdown-Ampel für die Ausfahrt; Lt. Produktinformationen einer

Kompaktwaschstraße der Firma WashTech; vgl. <https://www.washtec.de/waschstrassen/waschstrassen-die-kompakte/> (11.04.2018).

³ Im Chemnitzer „Stern-Garagenhof“ (1928) gab es auf jeder Etage Waschräume mit fließend kaltem und warmem Wasser (insgesamt 15). Die Reinigung der Wagen wurde aber auch nachts vom Personal der Garage durchgeführt. Die Park-Boxen der römischen Großgarage Casa dell' Automobile (1929) waren gefliest, so dass die Wagen in den Boxen gewaschen werden konnten. Im Berliner *Kant-Garagen-Palast* (1932) gab es Waschplätze zwischen den Geschossen. In dem in den frühen 1950er Jahren in Frankfurt errichteten Parkhaus Hauptwache existierten vier Waschboxen. Der Garagenexperten Müller sprach in den 1920er Jahren noch von „Wascheinrichtungen“, vgl. Hasse, Jürgen: *Übersehene Räume. Zur Kulturgeschichte und Heterotopologie des Parkhauses*. Bielefeld 2007.

⁴ Vgl. Grimm / Grimm, Band 27, Sp. 2225.

⁵ Vgl. ebd.

⁶ Vgl. ebd., Sp. 2229.

⁷ Vgl. ebd.

⁸ Vgl. ebd. Die Sünden werden mit der Beichte abgewaschen, auf dass ihr danach seid „wie gewäschte moren“; ebd., Sp. 2239.

⁹ Vgl. ebd.

¹⁰ Wenn es heißt, das Wasser der Flüsse und der Meere habe eine waschende Macht, so bezieht sich diese auf die Erosion und kein Waschen im engeren Sinne; vgl. ebd., Sp. 2238.

¹¹ Vgl. ebd., Sp. 2237.

¹² Krüger-Lorenzen, Kurt: *Deutsche Redenarten und was dahinter steckt* München 2004, S. 76.

¹³ Vgl. Röhrich, Lutz: *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*. Drei Bände. Freiburg, Basel, Wien 2004, Band 1, S. 334.

¹⁴ Vgl. ebd.

¹⁵ <https://www.op-online.de/region/frankfurt/hauch-manhattan-neue-wohntuerme-wachsen-frankfurt-9501538.html>

¹⁶ Mumford, Lewis: *Megapolis. Gesicht und Seele der Gross-Stadt*. Wiesbaden 1951, S. 35.

¹⁷ Ich beziehe den Begriff der „Situation“ hier auf den in der Neuen Phänomenologie erkenntnistheoretisch breit entfalteteten situationstheoretischen Ansatz; vgl. auch Schmitz, Hermann: *Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie totaler Vernetzung (= Neue Phänomenologie Band 1)*. Freiburg und München 2005.

¹⁸ „Leibliche Kommunikation“ erklärt Hermann Schmitz so: „Von leiblicher Kommunikation im allgemeinen will ich immer dann sprechen, wenn jemand von etwas in einer für ihn leiblich spürbaren Weise so betroffen und heimgesucht wird, daß er mehr oder weniger in dessen Bann gerät und mindestens in Versuchung ist, sich unwillkürlich danach zu richten und sich davon für sein Befinden und Verhalten in Erleiden und Reaktion Maß geben zu lassen.“; Schmitz, *System der Philosophie*, Bd. 3/5, S. 31f; vgl. auch ausführlich Schmitz, *Der Leib*, Kapitel 4.

¹⁹ Vgl. Foucault, Michel: *Hermeneutik des Subjekts* (zuerst 1981/82). Frankfurt am Main 2004.